

T. B. Persson (Hrsg.)

Am Saum der Welten
15 Grenzgänge in die Phantastik

T. B. Persson (Hrsg.)

AM SAUM DER WELTEN

15 Grenzgänge in die
Phantastik

1. Auflage

© 2024 T. B. Persson

Die Rechte an den Texten liegen bei den Urheber*innen:
Jules B. Asches, Chris Balz, Jassi Etter, Alex M. Gastel,
Björn Helbig, Nicole Hobusch, Dennis Hübel, Anke Laufer,
T. B. Persson, Juli Regen, Lena Richter, Daniel Schlegel,
Michael Schwendinger, Bjela Schwenk, T. N. Weiß

Coverillustration: Christina Zhu, www.christinazhu.de
Lektorat, Satz & Layout: Carsten Moll, www.carstenmoll.com

Dieses Buch wurde größtenteils in Chaparral Pro gesetzt, einer Schriftart die von der Designerin Carol Twombly entworfen wurde. Twombly hat eine Vielzahl von Schriftarten entwickelt und war die erste Frau, die den renommierten Prix Charles Peignot erhalten hat.

Druck und Distribution im Auftrag der Autoren:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte sind die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autoren, zu erreichen unter: Carsten Moll, Arminiusstr. 20, 50679 Köln, Deutschland.

ISBN Softcover: 978-3-384-08322-7

ISBN E-Book: 978-3-384-08323-4

INHALT

Schilfwanderung

DANIEL SCHLEGEL 7

Toxic Buddy

ALEX M. GASTEL 15

Notate zum Aufstieg des Neorassismus und Populismus im Zeitalter der frühen klimatischen Zusammenbrüche unter besonderer Berücksich- tigung der versuchten Ausrottung der Sommer- sprossen

ANKE LAUFER 21

Die Fenggin

JASSI ETTER 45

Mantelsaum und Weltentraum

MICHAEL SCHWENDINGER 55

Das Muster

JULES B. ASCHES 59

Hunger-Atem-Los!

DENNIS HÜBEL 73

Über Bord

CHRIS BALZ 81

Vom Ende zum Anfang
(Monomythos, dekonstruiert)

LENA RICHTER 91

Die Sandburg

NICOLE HOBUSCH 105

Die Enyo-Expedition

T. N. WEISS 117

Paradies

BJÖRN HELBIG 143

Sara diesmal

JULI REGEN 149

Countdown

T. B. PERSSON 157

Sternenfall

BJELA SCHWENK 169

DIE AUTOR*INNEN 180

INHALTSHINWEISE 185

Schilfwanderung

DANIEL SCHLEGEL

SIE HÄTTEN IHR LAGER im Schatten des Schilfs aufgeschlagen, hatte meine Schwester erzählt. In ihren seltsamen Kleidern und mit verhärmtten Gesichtern mehr wie Reisende denn wie Sammler wirkend. Exotisch, meinte sie. Woher sie kamen? Das wusste sie nicht. Vielleicht aus dem Schilf selbst?

Am nächsten Morgen gingen wir hinüber; direkt nach den Lehrstunden, ohne unseren Eltern Bescheid zu geben. Das Schilf war uns verboten. Maurice versuchte, es uns auszureden; keine Wolke stehe am Himmel. Dennoch kam er mit.

Die Straßen der Stadt waren gepflastert, außerhalb der Mauern erstickten sie unter grünem Sand. Wir folgten der langen Linie aus gläsernen Laternen, dem Roten Grat, der ein Netz zwischen den Ortschaften spannte. Das Land glich einem kristallisierten Meer, wellig, von Dünen durchzogen. Über den Dörfern thronten Fesselballons. An ihren Seiten hingen Papierlaternen, die unentwegt brannten. Ein Schirm aus Licht, der über uns glühte: die Sichtblende.

Das Schilf sahen wir bereits aus weiter Ferne. Maurice bekam es mit der Angst zu tun: Der wolkenlose Himmel Sorge ihn, er wolle heim. Meine Schwester redete ihm zu, also blieb er.

Am Wegesrand hockte ein Vogelschwarm – einige Vögel umtänzten mehrere apathische Artgenossen, die ihren Kopf gen Himmel gerichtet hatten. In ihrem schwarzen Gefieder hatte sich ein öliger Schimmer eingenistet; in den großen dunklen Augen flackerten Funken, ein Lichtermeer spiegelnd, das niemand sah. Maurice bemerkte die Vögel nicht und ich verschwieg es.

Eine Gruppe Händler kam uns entgegen. Zwei Elefanten trugen Früchte und Wasserfässer für den Markt, ihnen

voran ging ein Mann, der mit flinken Besenschlägen eine Schneise in den grünen Sand hieb. Man beachtete uns kaum, grüßte lediglich und schlug das Zeichen der Halbsonne, die Augen dabei stets gesenkt.

Eine Frau schien unser Vorhaben zu errahnen – wir sähen aus wie Abenteurer, meinte sie; ihr besorgtes Lächeln offenbarte eine breite Zahnlücke. Wir sollten die Straße nicht verlassen, abseits des Weges leuchte es. Wir bedankten uns für die Warnung und verließen wenig später den Pfad.

Querfeldein über die Ebene, über die sanften Hügel. Hinter uns hing die Sonne am Firmament und verkündete den angebrochenen Nachmittag. Der Himmel dünnte aus, zerfaserte; entblößt von dem blauen Schleier schauten kosmische Augen auf uns herab – am helllichten Tag.

Hier, nahe des Schilfs, passte vieles nicht mehr.

Zwischen den Sternen zeichneten sich Silhouetten ab. Wie ein dunkles Flimmern inmitten Tausender Lichter, ein kosmischer Schatten in eiskalter Leere. Wie das Flackern in den Augen der Vögel. Einbildungen, sagte ich mir, und die Einbildungen wanden sich.

Ich solle nicht nach oben schauen, warnte Maurice. Er sprach nicht im Spaß – so wie es auch unsere Eltern niemals taten. Ihre sorgenvollen Schläge hatten uns die Gefahr begreiflich gemacht. Wir zogen Handschuhe über und schlugen die Kapuzen hoch, damit das Leuchten nicht unsere Haut versengte. Meine Schwester reichte uns Sternengläser. Der Bügel drückte auf meinem Nasenrücken, das Gestell war zu groß, vermutlich gehörte es Mutter. Ich wagte einen Blick hinauf: stumpfe graue Lichtpunkte auf schwarzem Grund – jegliches Leuchten, jegliche Einbildung gefiltert.

Schließlich standen wir davor. Niemand sagte etwas. Wir starrten nur.

Das Schilf.

Eine Wand aus Irrsinn. Die Oberfläche bestand aus spiegelndem Metall; doch die Reflexion folgte keiner Logik – mal konkav, mal konvex, anschließend verzerrt, dann wieder glasklar. Sie schuf Formen, die das Schilf in ungleichmäßige Segmente zergliederten, als blickte man auf dicht gedrängtes Schilfrohr. Zwanzig, dreißig Meter reichte die Wand hinauf; in der Höhe verdickten sich die Rohre zu knospenartigen Kronen. Weder vermochte man hindurchzublicken noch wagte man hineinzuschreiten. Der Fuß des Schilfs war vom Schlick gesäumt: ein weißer Schatten, der sich der Sonne entgegenstreckte. Gleich einem Teppich bedeckte er lediglich den Boden. Kein tatsächlicher Schatten lag auf ihm, jegliche Dunkelheit ward verschluckt. Es raschelte und rauschte – woher die Geräusche rührten, war ungewiss. Ob hinter der Wand ein Ozean lag, wusste niemand. Manchmal sahen wir uns in der Spiegelung, wie wir auf dem Kamm der Düne standen und hinabschauten; ebenso die Sonne: Sie war ein schwarzes Ungetüm, das sich wie ein böser, gefräßiger Kraken am Firmament festklammerte und mit seinen Fangarmen neugierig die Erde betastete.

In sicherem Abstand schritten wir das Schilf ab. Nie setzten wir einen Fuß in den Schlick, Mutproben überließen wir den Narren. Damals hatten Wagemutige versucht, mit einem Fesselballon auf die andere Seite zu fliegen. Wiedergekehrt waren sie nicht. Andere Glücksritter hatten sich direkt ins Schilf begeben, nur um sich in dem spiegelnden Labyrinth zu verirren und nie wieder aufzutauchen. Reisende von fernher vermochten ebenfalls vom Schilf zu

berichten – doch weder von einem Beginn noch von einem Ende hatten wir je gehört.

Irgendwann fragte ich. Die Neuankömmlinge seien in der Nähe. Wir folgten meiner Schwester. Über Dünen von zerstoßenem Smaragd und Quarz hinweg, stets abseits des Schlicks. Wie wir wanderte auch die Sonne parallel zum Schilf. Ob sie sich ebenfalls fürchtete?

Immer wieder begegneten wir Träumern – Menschen, die sich ungeschützt dem Leuchten ausgesetzt hatten, die willentlich zum Schilf gekommen waren. Wer sie waren, wie sie hießen, schien vergessen. In der Gemeinschaft sprach man ohne Namen über sie; und selbst in den Einwohnerbüchern ihrer Heimatorte fand man nur erbost geschwärzte Einträge. Im Schlick lag ein älteres Paar; auf dem Rücken, die Augen himmelwärts, hielten sie einander die Hände: friedlich. Ein weiteres Pärchen, zwei junge Männer, die einander in die Arme genommen hatten, erfüllt von eigenartiger Romantik. Daneben etliche einzelne Seelen, die starr verweilten: in ihren Gesichtern Trauer, Hoffnung, Verdross, Angst, ein Lächeln. Allesamt blieben sie reglos. Ob tot oder mit offenen Augen schlafend war nicht zu erkennen; keiner der Körper verweste. Manche harreten hier seit Monaten, manche gar seit Jahren. Schier abgetrennt vom Lauf der Zeit. Was diese Menschen hierhergetrieben hatte, blieb rätselhaft: Angst oder Gewissheit? Hofften sie, das Ende zu finden oder die Ewigkeit?

Dann sahen wir sie.

Ihre grellgelben Uniformen, die den bleichen Grund betupften. Sie kapierten inmitten des Schlicks, nicht abseits. Unabsichtlich hineingeraten oder willentlich betreten? Zielloos wanderten sie umher, warteten, zogen Kreise. Sie wirkten träge und ausgelaugt. Manche lagen

da, die Augen ins Leuchten gerichtet. Ohne Sternengläser. Unwillkürlich folgte ich ihren Blicken.

Wir beobachteten sie aus der Ferne und fühlten uns wie Forscher, die einen Insektenschwarm studieren. Sie alle saßen in der Falle, waren dem Tode geweiht. Sie zu retten lag nicht in unserer Macht. Wir sinnierten, woher sie stammten. Die Uniformen waren uns unbekannt, die Gesichter ebenso. Vielleicht Reisende, befand meine Schwester. Vielleicht ein Kult, befand Maurice. Vielleicht mochten irgendwann Sammler eintreffen und sie bergen. Doch bis dahin würde es zu spät sein. Leere Hüllen, denen Leben und Tod entflohen waren; entseelte Augen, in denen sich das Leuchten widerspiegelte – mehr blieb von Träumen nicht zurück. Antworten blieben sie schuldig.

Wenig später gingen wir heim. Die Nacht dämmerte. Ein halber Helltag war vergangen, uns mutete es kaum wie eine Handvoll Augenblicke an.

Hier, nahe des Schilfs, passte vieles nicht mehr.

Maurice murrte. Wir verummten uns fester und entzündeten Laternen, um das kosmische Leuchten zu überblenden. Über den Orten erstrahlten die Kuppeln, erbaut aus Fesselballons und Lampions. Der Rote Grat warf sein Licht wie ein Rettungsseil aus. Wir griffen danach.

Meine Sternengläser verrutschten; über den Rand des Gestells schimmerte das Leuchten, gewährte freie Sicht auf die Ebene und das Firmament. Keine korrigierenden Prügel bewahrten mich davor: vielfarbiges Licht, schillernd, in ruhiger, endloser Bewegung. Gleich ätherischen Wellen schwappte und wogte das Leuchten über das Land, überzog es mit hässlicher Schönheit. Auf einem fernen Hügel wanderte ein Tross Vermummter.

Meine Schwester merkte auf. Abseits des Roten Grats

saß eine Gestalt. Sie sei vom Pfad abgekommen, riet Maurice.

Wir beäugten sie. Eine junge Frau.

Maurice schauderte. Eine Wahnsinnige.

Meine Schwester nickte. Eine Verlorene.

Auch ohne über den Rand der Brille zu lugen, hatte ich es sehen können: Das Leuchten hatte ihre Unterarme versengt. Unter der Haut pulsierte das All. In Farben, die sich wie Egel wanden, gegenseitig aufsogen und neu gebaren. Der Zwiespalt zwischen Frieden und Furcht zeichnete die Miene. Sterne glitzerten in den Pupillen, selbst als wir Licht vor ihre Augen hielten.

Seit ungezählten Tagen musste die Frau sich schon zu diesem Ort hinausschleichen. Vermutlich jede Nacht, indes sie tagsüber ihre Narben verhüllte und hinter dunklen Gläsern ihre Augen verbarg. Dem Leuchten verfallen wie eine Motte. Von einem Feuer erfüllt, das man nicht verstand.

Wir wagten nicht, sie anzurühren, und wandten uns ab. Maurice und meine Schwester gingen voraus, ich verharrte einen Moment. Ging näher. Und fragte sie. Eine leichte Regung der Stirn, ein einzelnes, langsames Blinzeln. Träge, in einem fernen Traum gefangen. Eine Erwiderung, die so vieles sagte – und letztlich nichts.

Die weißen Stadtmauern kamen in Sicht.

Zweifellos warteten unsere Eltern auf uns. Der gewohnten Aussprache mit dem Ledergürtel vermochte ich kaum mehr eine Empfindung abzutrotzen, obgleich diese Unterredung diesmal viel länger dauern sollte. Meine Schwester aber würde mir Vorwürfe machen, denn schließlich sei ich es gewesen, die sie zum Aufbruch gedrängt habe. Ohne Sinn, ohne Verstand, ohne Grund.

Hier, fern des Schilfs, passte schon lange nichts mehr.

Nachdem sich alles wie erwartet abgespielt hatte, schlich ich mich nach Mitternacht aus dem Haus. Ich trat in die Wüste. Stellte meine Frage. Und schaute ins Leuchten.

Ewigkeiten verstrichen, indes ich inmitten der Sterne eine Reaktion zu finden erhoffte. Die Silhouetten sehend, das Flimmern registrierend, die Farben zählend. Meine Augen trännten. Dann, ganz allmählich, verformte sich das Flimmern. Es wuchs zusammen und nahm Gestalt an: ein titanischer Wurm, geschuppt, mit Abermillionen Beinchen dünn wie Fäden. Behäbig, beinahe unmerklich bewegte er sich fort. Einerlei, wohin ich meinen Blick nun richtete, überall am Firmament erspähte ich ihn. Wie sein Leib die Lichter einschnürte, wie sich das Leuchten zwischen den Fadenbeinchen brach. Wie er den Schlund öffnete, um einen Stern zu verschlingen – und sich sogleich dem nächsten zuwandte. Schweigend verfolgte ich das grausam schöne Schauspiel. Eine Ahnung sickerte in meinen Verstand, quälend langsam, als hätte ich Jahrzehnte darüber sinniert. Einen Stern nach dem anderen würde der Wurm vertilgen. Danach Dutzende weitere. Tausende. Den gesamten Himmel. Und mit ihm das Leuchten. Letztlich auch uns? Ich schluckte und schmeckte die Vergänglichkeit allen Seins.

Eine Berührung riss mich aus meiner Beobachtung. Das Gesicht einer Greisin blickte in meines.

Warum ich in die Sterne geschaut habe, fragte meine Schwester.

Toxic Buddy

ALEX M. GASTEL

ICH MACHE MIR SORGEN über das Verhältnis zwischen uns«, sagt der Gründer und zieht eine Schnute. Das Gebärmutterplüschmodell, auf dem ich ihm gegenüber sitze, ist zu tief und meine unteren Rückenmuskeln verkrampfen. Ich lehne mich etwas zurück.

»Aha?«

»Es gibt Probleme mit deinem Verhalten. Das sehen viele so. Und das sage ich jetzt nur, um dir zu zeigen, dass ich nicht allein mit diesem Eindruck bin.«

Ich bin abgelenkt von dem niedlichen Gürteltier, das auf seinem Schoß die Zunge herausstreckt.

»Hast du Beispiele dafür?«, frage ich.

Der Gründer seufzt. »Wenn ich dir jetzt Beispiele nenne, hast du für jedes einzelne davon wieder Argumente.«

»Würde das nicht bedeuten, dass –«

»Darum geht es nicht!«, schreit der Gründer. »Weißt du eigentlich, wie viel Energie das bei mir zieht?«

Ich will weg. Da ich aber hier bin, räuspere ich mich. »Es tut mir leid, ich verstehe immer noch nicht ganz, was du meinst. Wenn du etwas Konkretes –«

»Es geht um deine Werte.« Er atmet einige Male tief ein und aus. »Du hast deine Werte. Dir ist Deivörsitti wichtig und das ist in Ordnung. Aber anderen hier im Team sind andere Dinge wichtig.« Er deutet auf ein Ölgemälde an der Wand. Es zeigt die Crew der USS Enterprise, darunter in Gold graviert der Text »Wir sind alle Nerds hier«.

Ich überlege und blicke zur Fahnenstange neben mir, von der eine Regenbogenflagge weht, die ich selbst vor zu langer Zeit hier aufgehängt habe. »Aber das widerspricht sich doch nicht. Ein diverses Team zu sein und sich gut zu verstehen.«

Der pelzige Rahmen des Gemäldes passt gut zur Rauchaardackeltapete. Doch die suppige Luftfeuchtigkeit im

Zimmer scheint dem Bild nicht gutzutun. Captain Picards Gesicht ist geschmolzen und hat ein Loch im Gemälde hinterlassen. Dahinter: schwarz und drei silberne Pünktchen.

Ich zwingen mich, den Gründer anzuschauen. Seine Geheimratsecken sind zu groß, um die Haare schulterlang zu tragen. Er spielt mit dem Bändchen seines Hoodies und schüttelt traurig den Kopf. Die Tischkickerbälle in seiner Kapuze klackern. »Weißt du, ich muss immer wieder daran denken, wie schön unser Teamtreffen in Bad Jupiter war. Da war alles noch richtig entspannt.«

Während er von unserem gemeinsamen Schwimmen im Eis der Jupitermonde schwärmt – ich musste mich entscheiden, ob ich mich entweder in einem Schwimmbinder oder mit einem nicht normgerechten nackten Oberkörper begaffen lassen möchte –, lese ich die Titel in seinem Bücherregal: Das große 1×1 der Erfolgsstrategie Steve Jobs unser Held Wie du mit Holokratie zum Vorbild für die ganze Welt wirst Ich war als Baby schon ein Gründer und du auch Agiles Coaching Projektmanagement für Visionäre mit OKR Fokus Was wir von Vulkaniern über flache Hierarchien lernen können.

»Was hat sich verändert zwischen uns?«, fragt er. »Ich habe uns immer als Freunde gesehen. Damals hattest du vielleicht mal ein, zwei Vorschläge zur Antidiskriminierung gemacht und nett gefragt. Heute kommst du gleich mit Richtlinien für Stellenausschreibungen. Richtlinien! Das sind einfach nicht wir.«

Ich wechsele die Strategie. »Bist du dir bewusst, dass du eine Machtposition hast?«

Das Gesicht des Gründers verzerrt sich. Er nimmt das Gürteltier und wirft es. Ich ducke mich und das arme

Tier knallt ins Bücherregal, das sofort in sich zusammenschwappt. Kartoffelsuppe ist instabil.

»Macht, Macht, Macht! Ich kann es nicht mehr hören!«, schreit der Gründer. »Darf ich denn dann gar nichts mehr sagen? Und es muss eben einfach mal gesagt werden: Wenn du jetzt auf einmal alle möglichen anderen Bewerber*innen bevorzugen willst, dann ist das ja auch Diskriminierung. Dann diskriminierst du nämlich weiße Männer. Die armen Kerle sind schon ganz verunsichert.«

Ich greife nach der Fahnenstange neben mir und ziehe mich hoch.

Der Gründer legt sich die Hand auf die Brust und macht ein mitleidiges Gesicht. »Verstehst du mich? Ich finde es so wichtig, dass wir diesen Dialog miteinander haben.«

Ich nehme den Uterus aus Plüsch und stülpe ihn über den Gründer. Ich löse die Fahnenstange und sauge mit ihr als Strohhalbm die Kartoffelsuppe ein – sie schmeckt fade und nach nassem Papier. Ich erbreche die Pampe in den Uterus und schließe den Reißverschluss am Muttermund. Ich werfe das schreiende Organ auf den Boden, die Tischkickerbälle klicken dumpf. Ich lege die Fahnenstange quer über den Schreibtisch und die nassen Bücher. Ich löse die Flagge sorgfältig und hänge sie mir um die Schultern. Ich gehe zum Gürteltier. Ich nehme die zitternde Kugel vorsichtig auf den Arm und streichle sie. Der Schwanz zuckt schwächlich. »Du schaffst das!«, sage ich. Die gepanzerten Schichten entrollen sich, bis eine ferkelige Nase zum Vorschein kommt. Ich halte das Gürteltier an die Fahnenstange und seine dicken Krallen greifen beherzt zu. »Jetzt!«, rufe ich und drehe an der Stange. Das Gürteltier kickt mit seinen Hinterpfoten und dem Schwanz noch dazu, es trifft die Gebärmutter frontal ins plüschige Fleisch, ein

wehleidiges »Wääääääää!« ertönt, die Gebärmutter fliegt auf das Ölgemälde zu, genau auf das Loch, ja, sie trifft und sie fliegt hinaus, ins gelangweilt weiter expandierende Universum. Soll das sich um sein Schreien kümmern.

Ich nehme das Gürteltier wieder auf den Arm. Seine klebrige Zunge leckt Kartoffelsuppenspritzer aus meinem Gesicht. Ich stupse gegen seine rosa Nase. »Komm, wir gehen.«

